

Aktuell in unserem Programm

Lothar Böhnisch
Politische Soziologie
Eine problemorientierte Einführung
2006. 261 S. Kt.
19,90 € (D), 20,50 € (A),
34,70 SFr
ISBN 978-3-86649-000-0

Jahrbuch Terrorismus 2006
Herausgegeben vom Institut für Sicherheitspolitik an der Universität Kiel (ISUK)
2007. 259 S. Kart.
24,90 € (D), 25,60 € (A),
42,70 SFr
ISBN 978-3-86649-132-8

Helma Lutz
Vom Weltmarkt in den Privathaushalt
Die neuen Dienstmädchen im Zeitalter der Globalisierung. Unter Mitarbeit von Susanne Schwalgin
2007. 226 S. Kt.
19,90 € (D), 20,50 € (A),
34,70 SFr
ISBN 978-3-86649-011-6

Gisela Müller-Brandeck-Bocquet u.a.
Die Afrikapolitik der Europäischen Union
Neue Ansätze und Perspektiven
2007. 321 S. Kt.
36,00 € (D), 37,10 € (A),
60,00 SFr
ISBN 978-3-86649-005-5

Ingo Richter (Hrsg.)
Transnationale Menschenrechte
Schritte zu einer weltweiten Verwirklichung der Menschenrechte. 2008. 322 S. Kt.
29,90 € (D), 30,80 € (A),
50,50 SFr
ISBN 978-3-86649-128-1

Jan Wehrheim
Die überwachte Stadt – Sicherheit, Segregation und Ausgrenzung
2., völlig überarbeitete und aktualisierte Auflage
2006. 251 S. Kt.
28,00 € (D), 28,80 € (A),
47,40 SFr
ISBN 978-3-938094-47-1

Peter Weingart
Anita Engels
Petra Pansegrau
Von der Hypothese zur Katastrophe
Der anthropogene Klimawandel im Diskurs zwischen Wissenschaft, Politik und Massenmedien. 2., leicht veränderte Aufl. 2008. 200 S. Kt.
16,90 € (D), 17,40 € (A),
29,70 SFr
ISBN 978-3-96649-134-2

H.-J. von Wensierski
Claudia Lübcke (Hrsg.)
Junge Muslime in Deutschland
Lebenslagen, Aufwuchsprozesse und Jugendkulturen. 2007. 360 S. Kt.
29,90 € (D), 30,80 € (A),
50,50 SFr
ISBN 978-3-86649-056-7

Nils Zurawski (Hrsg.)
Surveillance Studies
Perspektiven eines Forschungsfeldes
2007. 182 S. Kt.
19,90 € (D), 20,50 € (A),
34,70 SFr
ISBN 978-3-86649-059-8

In Ihrer Buchhandlung oder direkt bei

Verlag Barbara Budrich

Barbara Budrich Publishers

Stauffenbergstr. 7. D-51379 Leverkusen Opladen

Tel +49 (0)2171.344.594 • Fax +49 (0)2171.344.693 • info@budrich-verlag.de

US-office: Uschi Golden • 28347 Ridgebrook • Farmington Hills, MI 48334 • USA •

ph +1.248.488.9153 • info@barbara-budrich.net • www.barbara-budrich.net

www.budrich-verlag.de

Claudia Liebelt

Die Aneignung der „Schwarzen Stadt“ Illegalisierung, Transnationalität und migrantische Kämpfe im kosmopolitischen Raum Tel Avivs¹

Wer heute an einem Samstagabend oder einem Sonntag – dem einzigen freien Tag migrantischer Hausarbeiterinnen – durch das Einkaufszentrum von Tel Avivs zentralem Busbahnhof schlendert, der mag sich in einem anderen Teil der Welt wähnen: Aus den mit philippinischen Nationalflaggen geschmückten Läden klingt Musik in Tagalog (der vorherrschenden Sprache der Philippinen), in der lokalen Poststelle wartet eine lange Schlange südostasiatischer Kunden darauf, Geld an Familien „nachhause“ zu überweisen und Grüppchen philippinischer oder nepalesischer Frauen halten Picknick, singen Karaoke, tauschen sich über ihre israelischen Arbeitgeber aus oder planen gemeinsam ihre nächste Tour durchs „Heilige Land“. Die zunehmende Integration von Städten in eine globale Ökonomie, so hat Saskia Sassen (1996, 2000) eindringlich beschrieben, geht mit einer höheren Nachfrage sowohl nach hoch qualifizierten Arbeitskräften als auch nach Billiglohnkräften einher, die den so genannten „3D-Sektor“ (nach dem englischen *dirty, dangerous, difficult*) besetzen. Demnach werden soziale Polarisierungsprozesse und eine neue globale Arbeitsteilung besonders in urbanen Räumen unmittelbar sicht- und spürbar. An der Küste des östlichen Mittelmeers gelegen, weist Israels größter Stadtraum Tel Aviv starke Anzeichen für die von Sassen analysierten Weltstadtformationen auf (Kemp/Raijman 2004). Folglich kamen seit den 1980er Jahren Hunderttausende ArbeitsmigrantInnen aus aller Welt nach Tel Aviv, um sich im informellen städtischen Arbeitsmarkt als HausarbeiterInnen und PflegerInnen in (wohlhabenden) Privathaushalten, als BauarbeiterInnen im boomenden Bau-sektor oder als Köche und Tellerwäscher in der Gastronomie zu behaupten. In vielen Bereichen ersetzten sie palästinensische Arbeitskräfte, die im Zuge der israelischen Besetzung des Gazastreifens und des Westjordanlandes 1967 in den unteren Sektor des stark ethnisch segregierten Arbeitsmarktes des Landes gedrängt worden waren (Semyonov/Lewin-Epstein 1987). Als in Folge der

¹ Dieser Artikel beruht auf meiner insgesamt 15-monatigen Feldforschung in Israel und den Philippinen (2003-5), deren Ergebnisse in Form einer Doktorarbeit (*Caring for the "Holy Land". Transnational Filipina Domestic Workers in the Israeli Migration Regime*, Institut für Ethnologie, Halle) voraussichtlich Anfang 2008 veröffentlicht werden.

ersten Intifada und palästinensischer Selbstmordattentate PalästinenserInnen ohne israelische Staatsbürgerschaft zunehmend als Sicherheitsrisiko betrachtet und sie zudem aufgrund von immer weiter reichenden Abriegelungen der palästinensischen Gebiete nach 1993 „unzuverlässige“ ArbeiterInnen wurden, gab die Regierung dem Druck von Arbeitgeberverbänden nach, so genannte „Fremdarbeiter“ zu importieren (Bartram 1998). Ähnlich dem west-europäischen Gastarbeiterregime der 1960er und 1970er Jahre wurden nun Zehntausende billiger KontraktarbeiterInnen, vor allem aus Rumänien, Thailand, China, Sri Lanka und den Philippinen rekrutiert (Rosenhek 1999). Während Israel als jüdischer Staat jüdische Einwanderung (Hebräisch *aliyah*, wörtl. „Aufstieg“) massiv fördert, ist „Migration“ (*hagira*) terminologisch, politisch und rechtlich nicht vorgesehen. Als „Fremdarbeiter“ (*ovdim zarim*) wurden die neuen nicht-jüdischen MigrantInnen sowohl in ihrer Fremdheit als auch in ihrem funktionalen Status als ArbeiterInnen festgeschrieben. Wie andernorts auch machte jedoch die „Autonomie der Migration“ (Mezzadra 2007; Transit Migration Forschungsgruppe 2007) der staatlichen Migrationspolitik einen Strich durch die Rechnung: Nicht-rekrutierte MigrantInnen kamen und blieben, KontraktarbeiterInnen blieben illegalisiert über die Dauer ihres Arbeitsvertrages hinaus im Lande, gründeten Familien, verließen die von ihren ArbeitgeberInnen vorgesehenen Unterkünfte um selbst Wohnungen anzumieten, organisierten und eigneten sich kollektiv Räume wie das eingangs beschriebene Einkaufszentrum an. Nirgends in Israel wurde die Tatsache, dass Israel längst ein *de facto* Einwanderungsland jenseits des jüdischen „Rückkehrrechts“ geworden ist, deutlicher als im urbanen Raum Tel Avivs. Hier beheimateten sich MigrantInnen in einem eher unheim(at)lichen Raum, im Süden der Stadt. Denn sozialräumliche Segregationsprozesse, so wird im Folgenden deutlich werden, sind in Tel Aviv nicht erst seit der „rätselhaften Ankunft“ (Bojadžijev et al. 2003) der ArbeitsmigrantInnen vorhanden. Nach einer Beschreibung von Segregations- und Inkorporationsprozessen von MigrantInnen in Tel Aviv werden in diesem Artikel migrantische Praktiken zwischen Aneignung, Ausschluss und Transnationalisierung im urbanen Raum ethnographisch beschrieben. Ähnlich wie andere Städte des südlichen und östlichen Mittelmeerraums, so wird argumentiert, entwickelte sich Tel Aviv in den letzten Jahren zu einer mediterranen Grenzstadt („border city“, Ribas-Mateos 2005) bzw. – zumindest für philippinische KontraktarbeiterInnen – zu einer Art städtischem Vorposten, einer „gateway city“ (Short et al. 2000), auf dem Weg zu den – wie ArbeitsmigrantInnen diese oft nennen – „grüneren Weideflächen“ Westeuropas und Nordamerikas.

Tel Aviv, die Weiße und die Schwarze Stadt am Meer

Tel Aviv ist seit seiner Gründung zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts zweigeteilt: Dem bürgerlichen, vornehmlich von europäischen Einwanderern („*aschkenasim*“) geprägten wohlhabenden Norden steht der proletarische Sü-

den gegenüber, der zu weiten Teilen aus dem palästinensischen Yaffo² und den Notunterkünften und Zeltstädten für jüdische Shoah-Überlebende und Immigranten aus arabischen Ländern („*misrahim*“) hervorgegangen ist. In seiner inspirierenden und reich illustrierten Stadtgeschichte kennzeichnet der israelische Kulturkritiker und Architekturhistoriker Sharon Rotbard (2005) den in zwei Teile zerfallenden urbanen Raum als die „Weiße Stadt“ und die „Schwarze Stadt“ (*Ir Levana, Ir Shchora*, so der Buchtitel). Die „Weiße Stadt“ erhebt den Anspruch auf eine gesamtstädtische Repräsentation und basiert auf dem dominanten Gründungsmythos von Tel Aviv, nach dessen Diktion die Geschichte der Stadt in Dessau begann. Aus Dessau flüchteten die Bauhaus-Studenten und späteren Architekten von Tel Aviv in den Dreißigern vor dem nationalsozialistischen Regime nach Israel und erbauten, so der Mythos, eine weiße Stadt im internationalen Stil auf leeren Sanddünen am Meer. Dieses Image erfuhr mit der Aufnahme der „Weißen Bauhaus Stadt Tel Aviv“ auf die Liste des UNESCO-Weltkulturerbes³ internationale Legitimation und wird mit der Werbung von Tel Avivs Bürgermeister Ron Huldai für die Ernennung der „Weißen Stadt am Meer“ zur europäischen Kulturhauptstadt 2009 (rechtzeitig zur 100-Jahrfeier der Stadt; vgl. Schmitz 2007) weiter Verbreitung finden.

Demgegenüber zeigt Rotbard, dass sich das hegemoniale Narrativ über Tel Aviv fast ausschließlich auf den nördlichen Teil der Stadt bezieht. Der auf teils aufgekauften, teils enteigneten und zerstörten palästinensischen Obsthainen und Dörfern erbaute Süden, entstanden aus den Notunterkünften und Behelfsbehausungen der Armen und orientalischen (im Volksmund schwarzen) jüdischen Einwanderer, hat „keinen Raum in Tel Avivs Geschichtsschreibung“ (Rotbard 2005: 35, eigene Übersetzung). Wie Rotbard zeigt, resultierten nicht zuletzt rassistisch aufgeladene Stereotype und Diskriminierung, die den Süden der Stadt als bedrohlich für den rationalen, säkularen und modernen Charakter der Weißen Stadt erscheinen ließen, in einer Festschreibung der urbanen Segregation, was mit hohen Armuts- und Kriminalitätsraten sowie einer Vernachlässigung der Infrastruktur einher ging. In diesen segregierten städtischen Raum zogen spätestens seit den 1990er Jahren, nicht zuletzt aufgrund zahlreicher leer stehender und vergleichsweise billiger Mietwohnungen, die meisten der im wohlhabenden Großraum Tel Aviv beschäftigten nicht-jüdischen MigrantInnen – und sei es, wie im Falle philippinischer Pflegerinnen, die unter der Woche als so genannte *live-ins* bei ihren ArbeitgeberInnen wohnen, lediglich für ein kurzes Wochenende fern der Arbeit. Während der Anteil nicht-jüdischer MigrantInnen an der gesamten Stadtbevölkerung 2003 zwischen ca.

2 Die einst bedeutende palästinensische Hafenstadt ist heute Teil der Stadtverwaltung von Tel Aviv (formal „Stadtverwaltung Tel Aviv – Yaffo“; im Folgenden passe ich mich der umgangssprachlichen Verkürzung an) und hat sich – dank der sanierten, orientalistisch inszenierten Altstadt – zu einer Art Vorort mit touristischem Mehrwert entwickelt (Levine 2005).

3 Vgl. die Website der UNESCO, <http://whc.unesco.org/en/list/1096>.

8 und 17 Prozent lag,⁴ machten MigrantInnen in einigen südlichen Vierteln wie Neve Sha'anán, wo das eingangs beschriebene Einkaufszentrum gelegen ist, bis zu 70 Prozent der Wohnbevölkerung aus (Schnell 1999; Reily 2003). Wie andernorts war der Prozess einer Konzentrierung von „Fremden“ in der Stadt auch in Tel Aviv nicht unumstritten. Insbesondere bei religiösen und konservativen Politikern verkörpern die zahlreichen Kirchen, die überwiegend christliche ArbeitsmigrantInnen in Süd-Tel Aviv eröffneten, eine „christliche Invasion“ der ersten jüdischen Stadt der Welt, wie in diesem Kontext gern betont wird. Ebenso wurden die mehrheitlich illegalisierten MigrantInnen Tel Avivs nach dem 11. September und dem Beginn der zweiten Intifada im Oktober 2001 zunehmend als Sicherheitsrisiko gehandelt. Die rassistisch aufgeladene Debatte um den Austausch von 300.000 arbeitslosen Israelis gegen die auf 300.000 geschätzten MigrantInnen führte im Herbst 2002 schließlich zur Aufnahme einer groß angelegten Abschiebekampagne (Bassok 2003). Im Gegensatz zu diesen weit reichenden Ausschlusspraktiken auf nationalstaatlicher Ebene entwickelte die Stadt Tel Aviv jedoch ein Integrationsregime, das dem staatlichen in vielerlei Hinsicht entgegengesetzt zu sein schien (Alexander 2007, Kemp/Raijman 2004, Rosenhek 2000).

So wurden die „Fremdarbeiter“ Mitte der 1990er in den zahlreichen Zeitungsartikeln über die schlechte Wohnsituation, rassistische Diskriminierung und Ausbeutung von MigrantInnen der engagierten Journalistin und damaligen Redakteurin des Tel Aviver Stadtmagazins *HaIr* („Die Stadt“), Einat Fishbain, zu „Arbeitsmigranten“ oder den „neuen Tel Avivern“ (Hebräisch, „*HaTel Avivim HaChadashim*“). Diese Vokabularverschiebung hat mittlerweile sogar Eingang in die amtlichen Texte der Stadtverwaltung gefunden. Darüber hinaus sind die neuen Bewohner Tel Avivs zum beliebten Gegenstand der zumeist in Tel Aviv ansässigen israelischen Kulturproduktion geworden. Die dramatischen Lebensgeschichten, alltägliche Ausbeutung, und die Träume von einem besseren Leben der „Fremdarbeiter“ lieferten in den vergangenen Jahren den Stoff für Dutzende israelischer Filme, Romane, Magisterarbeiten und Kunstwerke.⁵ Ferner haben sich im südlichen Tel Aviv mehrere israelische NGOs gebildet, die sich – unterstützt von Hunderten AktivistInnen – für die Rechte

4 2003 verfügte Tel Aviv über eine städtische Bevölkerung von 359.000 Personen. 2,54 Millionen Personen leben im Großraum Tel Aviv (Alexander 2003: 68). Zu aktuelleren Zahlen vgl. Alexander (2007: 91, FN 13).

5 Zu den erfolgreichsten Filmen gehören u.a.: die Dokumentation *Bubot Niyar*, über eine philippinische transgender-Tanzgruppe in Tel Aviv (Paper Dolls, von Tomer Heymann, Israel/Schweiz 2005), *Eize Makom Nifla* (What a Great Place, von Eyal Halfon, Israel 2004), und *Masa'ot shel James Ba'Aretz HaKodesh* (James's Journey to Jerusalem, von Ra'anán Alexandrowicz, Israel 2003). Momentan laufen zwei Spielfilme zur Thematik in israelischen Kinos: *Mesusot*, über eine philippinische Pflegerin und zwei andere Frauen, deren Wege sich in Tel Aviv kreuzen (von Shira Geffen und Etgar Keret, Israel 2007) und *Noodle*, über einen chinesischen Jungen, dessen Mutter aus Israel abgeschoben wurde (von Ayelet Menahemi, Israel 2007).

von MigrantInnen stark machen, unter anderem die offene Klinik für illegalisierte MigrantInnen der Ärzte für Menschenrechte, das unabhängige *workers' centre* von *Kav LaOved* (Workers' Hotline) und das Anti-Abschiebungswerk der *Hotline for Migrant Workers*.⁶ Ebenso organisierten sich MigrantInnen in Tel Aviv in eigenen Organisationen, u.a. in der *African Workers' Union*, in einer Gewerkschaft philippinischer ArbeiterInnen (UPIMA), in Kirchengemeinschaften, die oftmals die Rolle von sozialen Zentren übernehmen, und in Zeitschriften wie der *Manila Tel Aviv* und der *Beijing Tel Aviv*, die einen maßgeblichen Beitrag zur Verbreitung von Arbeitsrechten, wichtigen Telefonnummern und der Koordination von Kundgebungen und anderen Veranstaltungen leisten.

Nicht zuletzt durch den Druck von unten sah sich die Stadtverwaltung gezwungen, in Tel Aviv lebende MigrantInnen in ihre Planungen mit einzubeziehen. Nach und nach begannen städtische Kindergärten und Krankenhäuser ihre Leistungen auch auf die illegalisierten Bewohner auszuweiten. Vornehmlich aus einer Besorgnis um den zunehmenden „Verfall“ der mehrheitlich von MigrantInnen bewohnten südlichen Stadtviertel entwickelte Zeev Friedman, der religiöse Direktor des städtischen Sozialamts im Juni 1996 ein Komitee, das sich dem „Problem Fremdarbeiter“ in der Stadt annehmen sollte (Alexander 2003: 132f.). 1999 übernahm der neu gewählte Bürgermeister Tel Avivs, Ron Huldai, die Empfehlungen des Komitees und eröffnete im Juli desselben Jahres ein städtisches Sozialzentrum namens MESILA (Abkürzung von „Zentrum der Fürsorge und Information für die Fremdarbeiter-Gemeinschaften von Tel Aviv-Yaffo“) in Neve Sha'anán mit den folgenden Worten:

„until such [a national migration] policy is formulated, the municipality of Tel-Aviv-Yaffo must assume responsibility for the estimated 60,000 foreign workers in the city (...). The men and women here came to Israel alone with the aim of making a living. (...) If we continue to turn a blind eye, these problems will only increase and a deterioration of the situation may endanger us all. (...) This is our responsibility as a municipality that cares for its residents. This is our obligation as human beings confronted with human misery.“⁷

Von einer „menschenrechtlichen“ Position aus gelangte die Tel Aviver Stadtverwaltung somit zu einer *de-facto*-Anerkennung der permanenten Präsenz von (illegalisierten) MigrantInnen in der Stadt. So wenden sich die Programme von MESILA insbesondere an illegalisierte MigrantInnen, und einzelne städtische Akteure setzen sich aktiv für eine Legalisierung aller im Land lebender MigrantInnen ein. Längst haben Huldai und andere Stadtpolitiker das kosmopolitische Potenzial der „neuen Tel Aviver“, welches das Image von Tel Aviv als toleranter Metropole zu stärken schien, erkannt. Zum kosmopolitischen Flair von Tel Aviv gehören nun eben auch die christlichen Pfingstkirchen, philippinischen Karaokebars und westafrikanischen Schönheitssalons.

6 Vgl. www.kavlaoved.org.il, www.hotline.org.il und www.phr.org.il

7 Zitiert nach einem englisch-sprachigem Flyer, der nach MESILA's Eröffnung verteilt wurde.

Ähnlich wie in anderen Großstädten steht das Tel Aviver Inkorporationsregime von MigrantInnen damit in scheinbar scharfem Kontrast zum nationalstaatlichen Migrationsregime, das auf einem weit reichenden Ausschluss beruht (Alexander 2003, 2007, Kemp/Raijman 2004). Dennoch darf angenommen werden, dass die laxe Stadtpolitik in Bezug auf die Aneignung städtischer Räume durch (illegalisierte) MigrantInnen auch aus der Tatsache resultiert, dass der angeeignete Raum Teil des aus dem „weißen“ Tel Aviv sozialräumlich ausgeschlossenen „schwarzen“ Tel Avivs ist. Weiterhin – so zeigte nicht zuletzt die 2002 aufgenommene groß angelegte Abschiebekampagne, der innerhalb weniger Monate Zehntausende der so genannten Neu-Tel AviverInnen zum Opfer fielen – sind dem städtischen Inkorporationsregime klare Grenzen gesetzt. So blieb es integraler Bestandteil eines vornehmlich auf ökonomischen Interessen basierenden Migrationsregimes, innerhalb dessen nicht-jüdische BewohnerInnen aus dem globalen Süden vor allem Israels billige und austauschbare Arbeitskräfte sind, diejenigen, die die dreckige Arbeit verrichten.

MigrantInnen im urbanen Raum zwischen Aneignung, Ausschluss und Transnationalisierung

Inmitten des von Rotbard als „Schwarzer Stadt“ analysierten Süd-Tel Avivs liegt das mehrheitlich von (illegalisierten) ArbeitsmigrantInnen bewohnte Viertel Neve Sha'an. Insbesondere an Wochenenden, wenn die bei ihren ArbeitgeberInnen untergebrachten HausarbeiterInnen nach Neve Sha'an kommen, gleicht dieser Stadtteil einer asiatischen bzw. afrikanischen Metropole, mit informellen Straßenhändlern, die philippinische Waren, internationale Telefonkarten oder gebrannte DVDs nigerianischer Spielfilme verkaufen, der Geruch gerösteten Schweinefleisches und die aus zahlreichen Pfingstkirchen klingenden Gesänge in der Luft. Für viele philippinische HausarbeiterInnen, die meist von einem Angestellten ihrer Rekrutierungsagentur am Flughafen abgeholt und in eine mit anderen MigrantInnen geteilte Mietwohnung im Viertel gebracht werden, ist Neve Sha'an der erste Ort, den sie in Israel außerhalb des Flughafens betreten. Die Ähnlichkeit Neve Sha'anans mit philippinischen Armutsvierteln, *barrios*, ist dabei für viele erschreckend. So erzählte Marina, eine philippinische Hausarbeiterin, in einem Interview über ihre Ankunft in Israel:

„I remember my first day in Israel – when I came from the airport, I was in a taxi – and I've been in Japan already, so I was expecting also that Israel was like Japan. Because it's abroad! That's what you are expecting: it's nice, it's clean – and when they send you photos, they send you pictures from all the beautiful places – so when I came from the airport and came here, I thought: It's not so beautiful. I thought Israel was a very developed country“ (Interview mit Marina, 13. August 2005)

Obwohl Neve Sha'an dem Bild, das (philippinische) MigrantInnen sich von Israel gemacht hatten – modern, sauber und „entwickelt“ – augenscheinlich nicht entspricht, nehmen die im ganzen Land beschäftigten Hausarbeite-

rInnen enorme Kosten und viel Zeit in Kauf, um hier am Wochenende Freunde zu treffen und Zuflucht zu einem in Interviews als „eigenem Raum“ beschriebenen Stadtviertel zu suchen. So gibt es innerhalb des eingangs beschriebenen Einkaufszentrums einen im Volksmund *Manila Avenue* benannten Seitenarm, der in vielen Aspekten den von philippinischen Hausarbeiterinnen „kolonialisierten“ Orten in Singapur (Yeoh/Huang 1998), den von der feministischen Soziologin Rhazel Salazar Parreñas (2001) als „pockets of gathering“ beschriebenen Treffpunkten von Filipinas in Rom und der umkämpften „Belagerung“ des Hongkonger Geschäftszentrums durch philippinische HausarbeiterInnen (Constable 1997: 539f.) gleicht: ein auf engen sozialen Beziehungen aufbauender nominell öffentlicher Raum, der dennoch jenseits der öffentlichen Sichtbarkeit angesiedelt, politisch und rechtlich prekär ist.

Die oben zitierte Marina beispielsweise, eine ehemalige Radiomoderatorin, deren Status als allein erziehende Mutter sie trotz ihrer Zugehörigkeit zur philippinischen Mittelschicht zwang, sich in Israel als Hausarbeiterin zu verdingen, ist innerhalb des Busbahnhof-Einkaufszentrums eine bekannte Persönlichkeit geworden: Als Teil des Netzwerkes des im Busbahnhof publizierten *Manila Tel Aviv* Magazins schreibt sie Artikel, moderiert regelmäßig stattfindende philippinische Schönheitswettbewerbe und tritt bei Veranstaltungen philippinischer Organisationen als Sängerin auf. Nach ihrem anfänglichen „Schock“ über die Schabigheit Neve Sha'anans und des Busbahnhofs betrachtete sie diesen Raum kurz nach ihrer Ankunft 2005 nichtsdestotrotz als ihre „Heimat“ in Israel. Wenn Marina am Samstagabend von ihrem Arbeitgeber im Norden Tel Avivs mit dem Bus in der *Tel Aviv Mall* ankommt, geht sie oft nur kurz in ihre Wochenendwohnung direkt neben dem Einkaufszentrum, um sich umzuziehen. Den Samstagabend verbringt sie gemeinsam mit ihren Freundinnen am Busbahnhof, mit dem als philippinischen Volkssport benannten „mallig“ – als wäre die *Tel Aviv Mall* eine der eleganten Einkaufszentren ihrer Heimatstadt, so Marina.

Auch wenn viele migrantische InterviewpartnerInnen von Neve Sha'an als einem Stück Heimat in der Fremde erzählen, ist das Viertel gleichzeitig ein unheim(at)licher Ort. So war die Gegend um den zentralen Busbahnhof herum in den vergangenen Jahren so stark wie kaum ein anderes Tel Aviver Viertel von palästinensischen Selbstmordattentaten betroffen, bei denen auch zahlreiche MigrantInnen starben.⁸ Fernerhin wurde Neve Sha'an zu einer Topographie der Angst für MigrantInnen, spätestens nachdem die 2002 gegründete Migrationspolizei, zuständig für die Verhaftung und Abschiebung „Illegaler“

8 Selbstmordattentate fanden in Neve Sha'an am 6. Januar, am 25. Januar und dem 17. Juli 2002 statt. Besonders tiefe Spuren im Viertel hinterließ der so genannte Doppel-Anschlag der Fatah al Aqsa Märtyrerbrigaden am 5. Januar 2003, bei dem 23 Personen getötet und weit über Hundert verletzt wurden. In jüngerer Vergangenheit gingen am 19. Januar und am 17. April 2006 Bomben in Neve Sha'an hoch.

aus Israel, im August 2003 mit „Operation Housecleaning“ begann. *Operation Housecleaning* ist die zynische Bezeichnung einer gegen mehrheitlich in Neve Sha'an an lebende illegalisierte HausarbeiterInnen gerichteten Kampagne (Leibovich-Dar 2003), die innerhalb von weniger als zwei Jahren zur Abschiebung von 100.000 Personen aus Israel führte.⁹ Fast täglich machten im Herbst/Winter 2003/2004 Geschichten von Großrazzien migrantischer Wohngemeinschaften, Diskotheken und des Busbahnhofs die Runde (Neah/Nessim 2004, Neah et al. 2004). Mehrmals riegelte die Migrationspolizei an Wochenenden die Haupteinkaufsstraße Neve Sha'anans ab und brachte alle gefassten MigrantInnen mit unklarem Aufenthaltsstatus mithilfe von wartenden Reisebussen in Untersuchungshaft. So genannte *community leader* wie Gewerkschaftsführer, Pastoren oder Journalisten, wurden gezielt verhaftet (Wurgaft 2003), was zu einer Auflösung vieler Organisationsstrukturen in Neve Sha'an an führte.

In dieser Situation entschlossen sich viele Menschen ohne gesicherten Aufenthaltsstatus, Israel zu verlassen. So tauchten auf den Brachen, den Parkplätzen und den Hinterhöfen des Viertels immer mehr Schiffscontainer auf, die größere Gruppen von MigrantInnen meist gemeinsam anmieteten, um ihre Habe „zurück“ auf die Philippinen oder nach Westafrika zu verfrachten. Auf diese Weise transnationalisierte sich das Leben vieler in Neve Sha'an an: Menschen, die seit langem in Tel Aviv lebten, nahmen Kontakt zu Familienmitgliedern zuhause bzw. in Europa oder Nordamerika auf, um ihre Rückkehr oder neue Migrationsrouten zu planen. Kirchengemeinschaften, die sich in Tel Aviv gegründet hatten, entstanden in Rom, London oder Toronto neu. Im Zuge der intensivierten Migrationsbewegungen waren Familien oder Freundeskreise in höherem Maße als zuvor auf zahlreiche Nationalstaaten verteilt. Für die Zurückbleibenden – insbesondere die Illegalisierten, die der Kommandeur der Tel Aviver Migrationspolizei Eli Barak in einem Interview den harten Kern der „Verwurzelten und Gerissenen“ nannte¹⁰ – gestaltete sich das Alltagsleben in Neve Sha'an an zunehmend schwierig.

Als Beispiel hierfür sei die Geschichte von Norma und George erzählt. Norma kam 1990 aus Manila nach Israel, fünf Jahre nachdem ihre Mutter als eine der ersten Filipinas ins „Heilige Land“ migriert war. Wie für viele weibliche Migrantinnen bedeutete das ins Ausland gehen auch für Norma nicht nur die Flucht aus schwierigen ökonomischen Verhältnissen, sondern ebenso aus einer problematischen familiären Situation. In ihrem Fall war dies das Loskommen von dem Vater ihres zehnjährigen Sohnes, der über Jahre hinweg versprochen

⁹ Vgl. die offizielle Website der Migrationspolizei <http://www.hagira.gov.il/ImmigrationCMS/>

¹⁰ Wörtlich bezeichnete er die Illegalisierten, die seine Truppe auch nach anderthalb Jahren „Operation Housecleaning“ nicht zu fassen vermochte, im Januar 2005 als „the hardcore – rooted here and very savvy. They know our modus operandi and have begun to live alone or to share an apartment with Israelis, and they change flats often. ... Much of our work is directed by intelligence tips now“ (zitiert nach Friedman 2005).

hatte, seine Frau für Norma zu verlassen, dies aber nie tat. Kurze Zeit nachdem Norma begonnen hatte, in Israel als Pflegerin eines behinderten Mädchens zu arbeiten, verliebte sie sich in George, den sie in ihrer katholischen Kirchengemeinde kennen gelernt hatte. George war wenige Jahre zuvor aus Ghana über Ägyptens „grüne Grenze“ nach Israel gereist und arbeitete als Putzkraft in verschiedenen Haushalten. Die beiden heirateten, bezogen in Neve Sha'an an eine gemeinsame Wohnung und zogen zwei Kinder groß. Als ich Norma Anfang 2005 kennen lernte, hatte die Familie zwei anstrengende Jahre hinter sich. Immer wieder waren George und Norma von der Migrationspolizei verhaftet worden, und immer wieder hatten sie es mit Hilfe von Anwälten, des Anti-Abschiebungsnetzwerkes und der Ärzte für Menschenrechte geschafft, ihre Abschiebung zu verhindern. Zunächst verhinderten sie diese mit Berufung auf internationales Recht,¹¹ später erwirkten sie einen Abschiebestopp aufgrund der Diabetes-Erkrankung ihres 16-jährigen Sohnes und mit dem Verweis darauf, dass eine israelische Kommission das Aufenthaltsrecht von im Lande geborenen Kindern und ihrer Familien prüfe. Dennoch wurden Norma und George auf ihrem Weg zur Arbeit, zur Schule ihrer Kinder oder zum Supermarkt immer wieder verhaftet und fast wöchentlich verbrachten sie bis zur Prüfung ihrer „Papiere“ lange Stunden in Polizeifahrzeugen und auf Polizeistationen.

Normas Mutter Maria, die ebenfalls als legale Pflegerin nach Israel gekommen und durch die restriktive Gesetzgebung illegalisiert worden war, hatte beschlossen, versteckt in Neve Sha'an an zu bleiben. Im Gegensatz zu den zumindest nominell „Unabschiebbaren“ wie Norma und George, verließ Maria wie viele „abschiebbare“ MigrantInnen 2005 ihre Wohnung nicht einmal mehr, um den Müll herunter zu bringen, aus Angst vor patrouillierenden Polizeibeamten im Viertel. Aufgrund der herunter gelassenen Rollläden wirkte ihre Wohnung von außen unbewohnt. Als weitere Schutzmaßnahme wussten nur wenige Freunde und Familienmitglieder von Marias fortgesetztem Aufenthalt in Neve Sha'an an. Ihren Lebensunterhalt verdiente sie, indem sie tagsüber etwa zehn Kinder betreute, deren Mütter – ausschließlich illegalisierte philippinische HausarbeiterInnen – aufgrund ihrer Arbeitszeiten auf eine längere Betreuung als sie der städtische Kindergarten bot, angewiesen waren. Trotz ihrer extrem schwierigen Lebenssituation stand für Maria ein Bleiben außer Frage. Seit Jahrzehnten war Tel Aviv, ihre katholische Kirchengemeinde und die MigrantInnen-*community* in Neve Sha'an an zu ihrem Lebensmittelpunkt geworden. Außer Norma hatten auch ihre anderen Kinder die Philippinen verlassen, um ihren Lebensunterhalt im Ausland zu verdienen. Ihren Aufenthalt im „Heiligen Land“ sah die religiöse Frau als eine göttliche Prüfung und Mission an. Norma selbst hingegen beschrieb ihr eigenes Bleiben in Israel in einem Interview als ambivalent:

¹¹ Demnach dürfen minderjährige Kinder weder abgeschoben, noch durch Abschiebung ihrer Eltern beraubt werden (Hammer 1999).

„Sometimes I tell the children: We have to go away, they don't like us [here in Israel]. But then when I start to pack the things, they start to cry. It is like in a movie here. I'm putting the things [into the suitcase] and they are taking them out. But I don't even know where to go. This is my home now. I even was in the Knesset [Israeli parliament]. We went all of us, and they promise us so much... [pauses] I feel like a Jewish people already, I don't feel a difference. And if they catch me and put me in prison, I will take my children with me and they will have to feed us, to give the insulin [to my son]... I will not return. I feel like it is my own country. I know all the corners.“ (Interview mit Norma, 16. Juni 2005)

Im Gegensatz zu den meisten Freunden der Familie, die Israel verlassen hatten oder abgeschoben worden waren, hatten Norma, George und ihre Kinder nicht zuletzt aus dem Grund heraus, dass sie sich ein gemeinsames Leben weder in Ghana noch auf den Philippinen vorstellen konnten, beschlossen zu kämpfen. Unterstützt von israelischen AktivistInnen hatten sie ihre Geschichte im Parlament vorgetragen. Gemeinsam mit anderen gemischten Paaren illegalisierter ArbeitsmigrantInnen hatten sie eine Petition auf ein Bleiberecht gestellt. In ihrer knapp bemessenen Freizeit gab Norma Interviews, sprach auf Podien und organisierte Veranstaltungen zum Thema. Als eine Gruppe philippinischer ArbeiterInnen in einer medial groß angekündigten Freiwilligen-Aktion zum jüdischen Pessahfest den Tel Aviver Busbahnhof aufräumte und nach mehreren verheerenden Selbstmordattentaten im Viertel eine Schulwand zum Gedenken an die Opfer bemalte,¹² war sie dabei. Wie die meisten Kinder illegalisierter MigrantInnen in Neve Sha'anán besuchten Normas Sohn und Tochter die auf dem demokratischen Schulsystem aufbauende Rogozin High. Als erste 'zweite' Generation Illegalisierter entwickelten sich viele der Rogozin-Schüler nach 2003 zu selbstbewussten AktivistInnen gegen Abschiebungen und für eine Legalisierung aller in Israel geborener Kinder (Dor 2004, Melbior 2005). Nicht zuletzt aufgrund ihrer Demonstrationen, Petitionen und Lobbyarbeit setzte 2005 im israelischen Parlament eine erhitzte Debatte über die Grenzen israelischer Staatsbürgerschaft ein. Im Juni desselben Jahres beschloss ein aus mehreren Ministerien gebildetes Komitee schließlich die Amnestie einiger im Lande lebender Familien (*Ha'aretz* Editorial 2005). Während Norma und ihre Familie zu den etwa 120 Familien gehörten, die im Rahmen der Amnestie einen gesicherten Aufenthaltsstatus erhielten, wurden zahlreiche andere Familien, die die umfangreichen Kriterien der Amnestie nicht erfüllten, abgeschoben (Bergman 2005). Vor dem Hintergrund staatlicher Ausgrenzung und migrantischer Kämpfe wurde Tel Aviv, so möchte ich im Folgenden argumentieren, eine mediterrane Grenzstadt und - vor allem für Filipinos - ein Sprungbrett Richtung „Westen“.

12 Vgl. Pressemitteilung des philippinischen Außenministeriums vom 17. Mai 2006 unter <http://www.dfa.gov.ph/news/pr/pr2006/may/photo/ph307.htm> (letzter Zugriff am 30. August 2007). Mit dem Aufräumen des Busbahnhofs vor Pessah knüpfen Filipinos bewusst an jüdische Traditionen an, insofern als dass ein gründlicher „Frühjahrsputz“ integraler Bestandteil des jüdischen Pessahfestes ist.

Von der „Grünen Weidefläche“ zum Sprungbrett nach Europa: Tel Aviv als mediterrane Grenzstadt

Der Literatur zu globalen Städten („*global cities*“, vgl. Sassen 2000) ist es zu verdanken, die Positionierung von Großstädten in umfassendere ökonomische, politische und kulturelle Machtzusammenhänge und deren Bedeutung für globale Migrationsströme thematisiert zu haben. In den letzten Jahren jedoch mehrte sich die Kritik am Begriff der „globalen Stadt“. Zum einen verschleierte der Begriff, dass Städte geringerer Größenordnung nicht weniger stark in transnationale, globale bzw. kapitalistische Machtzusammenhänge eingebunden sind (vgl. Glick-Schiller et al. 2006, Short et al. 2000). Zum anderen, so möchte ich argumentieren, sagt der Begriff der „globalen Stadt“ nur wenig über die sowohl praktizierten als auch erträumten Migrationsrouten von Menschen auf der Suche nach dem schöneren Leben aus. Dies sei im Folgenden am Beispiel von Tel Aviv verdeutlicht.

Bis zur Aufnahme massenhafter Abschiebungen galt Israel als ideales Migrationsziel vieler ArbeitsmigrantInnen. Relativ hohe Löhne gepaart mit einem hohen Bedarf an Arbeitskräften nach der Herausdrängung palästinensischer ArbeiterInnen aus dem Arbeitsmarkt, einem vergleichsweise großen „touristischen Schlupfloch“ und, bis 2002, einer relativen Irrelevanz von Illegalität für das Alltagsleben, machten Israel und insbesondere die mediterrane Küstenstadt Tel Aviv zu einem attraktiven Ort für viele nicht-jüdische AsiatInnen, WestafrikanerInnen, LateinamerikanerInnen und OsteuropäerInnen, die Arbeit im Niedriglohnssektor der Stadt fanden. Der Status von Israel als „Heiligem Land“ war ein weiterer wichtiger Faktor für die überwiegend christlichen MigrantInnen. Spätestens seit der Verschärfung des israelischen Migrationsregimes stellt Tel Aviv jedoch insbesondere für Filipinos vor allem ein Sprungbrett hin zu - so die gern benutzte Bezeichnung - „grünere Weideflächen“, das heißt nach Westeuropa oder Nordamerika, dar. So entstanden in der Stadt in den vergangenen Jahren Dutzende Rekrutierungsagenturen, die (philippinische) Hausarbeiterinnen für Italien, ausgebildete Krankenschwestern für Großbritannien und Pflegerinnen für Kanada anheuern.

Der Sprung gen „Westen“ hat seinen Preis: Filipinos, die bereits für einen Arbeitsvertrag in Israel 3-5.000 US Dollar illegaler Vermittlungsgebühren an Rekrutierungsagenturen zahlten, sind bereit, bis zu 8.000 US Dollar für einen solchen Vertrag in Kanada auszugeben. Dabei variieren die inoffiziellen, jedoch relativ standardisierten Preise je nach Aufenthaltsort der BewerberInnen, ihrem rechtlichen Status am Aufenthaltsort, und der Attraktivität des Zielortes. Ein „direkter“ Schritt von den Philippinen in ein EU-Land bzw. nach Kanada oder die USA - die absoluten Spitzenreiter in Filipinos' globaler Hierarchie der begehrten Zielländer - ist nicht zuletzt aufgrund der immensen Kosten für die meisten unerreichbar. Bereits Israel ist für viele Migrantinnen das zweite oder dritte

Zielland, typischerweise nach einem Aufenthalt als Fabrikarbeiterin in Taiwan oder Hausarbeiterin in Hongkong, Singapur, den Golfstaaten oder Zypern. Meine ethnographische Forschung zeigte, dass Filipinos' transnationale Migrationsrouten nach und durch Israel hindurch ein beträchtliches Wissen, eine sich manchmal über mehrere Generationen hinreichende Lebensplanung, immense materielle Kosten, schmerzhaft Entscheidungen und viel kostbare Lebenszeit erfordern. Als „Kosmopoliten der Arbeiterklasse“ (Werbner 1999) transzendieren (philippinische) MigrantInnen die in der Literatur dominierende Unterscheidung zwischen hinterwäldlerischen und „armen“ Migranten und bourgeoisen Kosmopoliten. In einer auf Ungleichheiten basierenden kapitalistischen Weltwirtschaft sind sie Teil einer sozialen Bewegung auf der Suche nach umfassenderen sozialen, politischen und ökonomischen Rechten, welche eine Staatsbürgerschaft in Kanada oder im „Schengen-Land“ für sie verkörpert. Als Ort des Transit gliedert sich Tel Aviv so in die von Ribas-Mateos (2005) als „border cities“ beschriebenen Städte des mediterranen Raumes ein: territorial außerhalb der so genannten „Festung Europa“ des Schengener Abkommens – deren Grenzen sich in der Realität weitaus flüdrer ausnehmen als der Begriff der Festung dies impliziert (vgl. Forschungsgruppe Transit Migration 2007) – gelegen, jedoch ein integraler Bestandteil eines globalen und des expansiven europäischen Migrationsregimes. Fernerhin kann Tel Aviv auch als eine „gateway city“, als städtischer Vorposten im Sinne von Short et al. (2000) beschrieben werden, die den Begriff der „gateway city“ im Unterschied zur „global city“ verwenden, um urbane Regime in ihrer differenzierten Machtposition innerhalb einer globalisierten Welt analysieren zu können. Ein solches Verständnis von Städten, so denke ich, lenkt das Augenmerk auf die Analyse von konkreten Praktiken in urbanen Räumen, die in ihrer spezifischen geographischen, machtpolitischen und sozialen Positionierung gesehen werden. In diesem Sinne ermöglicht die sozialanthropologische Analyse des lokalen und transnationalen Raums des südlichen Tel Avivs ein Verständnis von globalen Segregationsprozessen und die mit ihnen verbundenen Prozessen von Rassismus und sozialer Ungleichheit (Low 1999). Als mediterrane Grenzstadt zwischen globalem Süden und Norden ist Tel Aviv ein heterogener Raum, an dem sich globale sozialräumliche Spaltungsprozesse unmittelbar lokal ablesen lassen. So wurden nicht-jüdische ArbeitsmigrantInnen innerhalb des städtischen Großraums in ein Viertel gedrängt, das als Teil des „schwarzen“ Tel Avivs innerhalb der „Weißen Stadt“ analysiert wurde. Nichtsdestotrotz wurde das Viertel Neve Sha'an an insbesondere von philippinischen MigrantInnen ambivalent als ein Stück Heimat in der Fremde beschrieben. In diesem sensuell als philippinisch empfundenen Raum, in dem Tausende von Filipinos, die unter der Woche im ganzen Land beschäftigt sind, für die Dauer ihrer kurzen Wochenenden Wohnungen anmieten, philippinisches Essen kochen, und im Busbahnhof-Einkaufszentrum kulturellen

Praktiken nachgehen, wird das tragische Moment ihrer Migration deutlich: statt, wie sie sich erhofft hatten, in einer glitzernden und modernen Metropole der westlichen Welt, finden sich MigrantInnen aus dem globalen Süden in Neve Sha'an an in einem ausgegrenzten und von Armut gezeichneten städtischen Raum wieder. Neben einer restriktiven israelischen Migrationspolitik und andauernden Abschiebungen „Illegaler“ ist es nicht zuletzt diese Enttäuschung, die viele nach den „grünere Weideflächen“ eines vermeintlich besseren Einwanderungslandes Ausschau halten lässt.

Trotz der erzwungenen zeitlichen Begrenzung ihres Aufenthaltes haben nicht-jüdische MigrantInnen Tel Aviv in den letzten Jahren maßgeblich verändert. Wie Mark Gottdiener und Alexandros Lagopoulos dies in der Tradition marxistischer „Stadtsemiotik“ ausgedrückt haben, adaptieren sich Stadtbewohner nicht notgedrungen an ihre Umwelt, „rather, residents play a role in the production and use of the urban milieu through urban practices“ (1986: 7). Durch ihr bloßes Da-Sein, ihre Praktiken, Narrativen und Kämpfe haben sich MigrantInnen im urbanen Großraum der Küstenstadt Rechte angeeignet – auf den städtischen Raum im Süden der Stadt, durch die Proteste der „zweiten Generation“ jedoch auch weitergehend im Sinne eines Bleiberechts und der faktischen Änderung israelischer Staatsbürgerschaft. Zwar sollte das städtische Inkorporationsregime, mit dem Tel Aviv (illegalisierten) ArbeitsmigrantInnen begegnete, nicht überwertet werden. Als relativ offener Raum, der MigrantInnen in sein Image als kosmopolitische Küstenstadt integrierte, fungiert Tel Aviv jedoch als zentrale Plattform für die Organisation von Alltag und der Durchsetzung von Ansprüchen, die aus dem jüdischen Staat längst ein *de facto* Einwanderungsland nicht-jüdischer ArbeitsmigrantInnen gemacht haben.

Literatur

- Alexander, Michael (2003): *Host-Stranger Relations in Rome, Tel Aviv, Paris and Amsterdam. A Comparison of Local Policies toward Labour Migrants*. Unpublished Ph.D. dissertation, University of Amsterdam.
- Alexander, Michael (2007): *Cities and Labour Immigration. Comparing Policy Responses in Amsterdam, Paris, Rome and Tel Aviv*. Aldershot: Ashgate.
- Bartram, David (1998): Foreign Workers in Israel: History and Theory. *International Migration Review* 32: 303-325.
- Bassok, Moti (2003): How much Will Ousting Foreign Workers Change the Economy? *Ha'aretz, English edition*, October 7.
- Bergman, Yonatan (2005): The Plight of Orphaned or Abandoned Migrant Children. *Ha'aretz*, August 3. [Hebräisch]
- Bojadžijev, Manuela, Karakayalı, Serhat und Vassilis Tsianos (2003): Das Rätsel der Ankunft. Von Lagern und Gespenstern. *Kurswechsel* 3/2003: 39-52.
- Constable, Nicole (1997): *Maid to Order in Hong Kong. Stories of Filipina Workers*. Ithaca, London: Cornell University Press.
- Friedman, Ina (2005): Target: Foreign Workers. The Immigration Police Tries to Mend Its Ways, and Its Image. *The Jerusalem Report*, January 10.
- Glick-Schiller, Nina, Çağlar, Ayşe und Thaddeus C. Gulbrandsen (2006): Beyond the ethnic lens: Locality, globality, and born-again incorporation. *American Ethnologist* 33(4): 612-633

- Gottdiener, Mark and Alexandros Ph. Lagopoulos (eds.) (1986): *The City and the Sign*. New York: Columbia University Press.
- Ha'aretz editorial (2005): Citizenship for the Children. *Ha'aretz English Edition*, November 2.
- Hammer, L. (1999): Migrant Workers in Israel: Towards Proposing a Framework of Enforceable Customary International Human Rights. *Netherlands Quarterly of Human Rights* 171: 5-30.
- Kemp, Adriana and Rebeca Raijman (2004): Tel Aviv is not Foreign to you: Urban Incorporation Policy on Labor Migrants in Israel. *International Migration Review* 38 (1): 26-51.
- Leibovich-Dar, Sara (2003): Cleaned Out. *Ha'aretz Magazine*, English Edition, September 19.
- Levine, Mark (2005): *Overthrowing Geography. Jaffa, Tel Aviv, and the Struggle for Palestine, 1880-1948*. Berkeley, Los Angeles, London: University of California.
- Low, Setha (Hg.) (1999): *Theorizing the City. The New Urban Anthropology Reader*. New Brunswick. Rutgers University Press.
- Mezzadra, Sandro (2007): Kapitalismus, Migrationen, soziale Kämpfe. Vorbemerkungen zu einer Theorie der Autonomie der Migration. M. Pieper et al. (eds.): *Empire und die biopolitische Wende. Die internationale Diskussion im Anschluss an Hardt und Negri*. Frankfurt, New York: Campus Verlag, 179-193.
- Mitchell, Don (2003): *The Right to the City. Social Justice and the Fight for Public Space*. New York: Guilford Press.
- Neah, Boki and Dudi Nessim (2004): Police Without Mercy. *Yedioth Ahronot*, February 16. [Hebräisch]
- Neah, Boki, Nessim, Dudi, Paz, Shali and Ilan Spira (2004): Deportation on Shabbath. *Yedioth Ahronot*, May 23. [Hebräisch]
- Parreñas, Rhazel Salazar (2001): *Servants of Globalization*. Stanford: University Press.
- Reily, Miri (2003): So long Allenby. *Ha'aretz Magazine*, English Edition, October 7.
- Ribas-Mateos, Natalia (2005). The Mediterranean in the Age of Globalization: Migration, Welfare, And Borders. New Brunswick: Transaction Publisher.
- Rosenhek, Zeev (1999): The Politics of Claims-Making by Labour Migrants in Israel. *Journal of Ethnic and Migration Studies* 25(4): 575-595.
- Rosenhek, Zeev (2000): Migration Regimes, Intra-State Conflicts and the Politics of Exclusion and Inclusion: Migrant Workers in the Israeli Welfare State. *Social Problems* 47(1): 49-67.
- Rotbard, Sharon (2005): *White City, Black City. Tel Aviv*: Babel. [Hebräisch]
- Sassen, Saskia (1996): Analytic Borderlands: Race, Gender and Representation in the New City. S. 183-202, in: King, Anthony D., (Hg.): *Re-Presenting the City: Ethnicity, Capital and Culture in the Twenty-First Century Metropolis*. London. Macmillan Press.
- Sassen, Saskia (2000): *Cities in a World Economy*. Boston: Pine Forge Press.
- Schmitz, Thorsten (2007): Vermischtes aus Tel Aviv. *Süddeutsche Zeitung*, 4./5. August.
- Schnell, Itzhak (1999): *Foreign Workers in Southern Tel Aviv - Yafo*. Jerusalem: Floersheimer Institute for Policy Studies.
- Semyonov, Moshe and Noah Lewin-Epstein (1987): *Hewers of Wood and Drawers of Water. Non-citizen Arabs in the Israeli Labour Market*. Ithaca, NY: ILR Press.
- Short, John Rennie, Breitbach, Carrie, Buckman, Steve and Jamey Essex (2000): From world cities to gateway cities: Extending the boundaries of globalization theory. *City* 4(3): 317-340.
- Transit Migration Forschungsgruppe (Hg.) (2007): *Turbulente Ränder. Neue Perspektiven auf Migration an den Grenzen Europas*. Bielefeld: transcript.
- Werbner, Pnina (1999): Global Pathways. Working Class Cosmopolitans and the Creation of Transnational Ethnic Worlds. *Social Anthropology* 7(1): 17-35.
- Wurgaft, Nurit (2003): The Tenure of the Foreign Workers' Leaders is Very Short. Afterwards Comes Deportation. *Ha'aretz*, May 6. [Hebräisch]
- Yeoh, Brenda S. A. and Shirlena Huang (1998): Negotiating Public Space: Strategies and Styles of Migrant Female Domestic Workers in Singapore. *Urban Studies* 35(3): 583-602.

Matthias Bernt, Malte Daniljuk, Andrej Holm

Informelle Urbanisierung, Selbstorganisation und „Sozialismus des 21. Jahrhunderts“ Partizipative Stadtentwicklung in den Barrios von Caracas

Informelle Urbanisierungsprozesse sind in den Metropolen des Südens ein zentrales Merkmal der Stadtentwicklung. Städte wie Lagos, Nairobi, Mumbai oder Caracas bestehen zu einem Großteil aus Slums, die durch mangelhafte Versorgung mit Basisdienstleistungen wie Wasser und Strom, Substandardwohnen, Überbelegung, ungesunde Lebensbedingungen und ungeklärte Besitzverhältnisse gekennzeichnet sind. Weltweit betreffen solche Lebensumstände nach Schätzung von UN-Habitat 837 Mio. Menschen (UN-Habitat 2003: 13). Die globale Slumbewohnerschaft umfasst damit fast ein Achtel der gesamten Erdbevölkerung, wobei ihr Anteil im letzten Jahrzehnt, vor allem als Folge der neoliberalen Strukturanpassungsmaßnahmen der 1990er, noch rapide anwuchs. Urbanisierung heißt in den meisten Entwicklungsländern daher vor allem Ausbreitung von Slums – global gesehen bewegen wir uns in Richtung eines „Planeten der Slums“ (Davis 2007).

Eine zentrale Stellung unter den vielen verschiedenen Formen von Slums (vgl. UN-Habitat 2003: 80ff.) nehmen *squatter settlements* ein, in Selbsthilfe ohne Genehmigung des Eigentümers und in Widerspruch zu planungs- und baurechtlichen Bestimmungen erbaute städtische Wohnviertel. Obwohl „illegal“, umfassen diese *Shantytowns*, *Barrios*, *Bidonvilles*, *Gecekondus* und *Favelas* heutzutage oft beträchtliche Größenordnungen und stellen in verschiedenen Städten bereits den Großteil des gesamten Wohnungsangebotes dar.

Die damit einhergehenden „informellen Urbanisierungsprozesse“ sind weder neu (vgl. Neuwirth 2006, Davis 2007) noch kann man sagen, dass sie bislang keine politische Aufmerksamkeit erfahren hätten. Der Umgang mit illegal errichteten Siedlungen steht im Gegenteil bereits seit den 1960ern regelmäßig auf der entwicklungspolitischen Agenda vieler internationaler Organisationen. Weltbank und Vereinte Nationen haben seit Jahrzehnten Programme für *squatter settlements* im Angebot.

Allerdings hat sich dabei auch der Fokus internationaler Slumpolitik erheblich verändert: Kann die dominante Haltung gegenüber illegal errichteten Siedlungen noch in den 80er Jahren als Mischung aus Ignoranz und Ablehnung beschrieben werden, gelten heute *Enabling*, Selbsthilfe und Partizipation als *Best*